

**ARBEIT
UND
BROT**

ARBEIT UND BROT

- Im zweiten Stockwerk des Hauses geht es darum
 - wo die Bündnerinnen und Bündner Arbeit fanden und finden.
 - wie sie ihr tägliches Brot verdienten und verdienen.

Die einzelnen Räume behandeln folgende Themen:
**Landwirtschaft; Gewerbe und Industrie; Verkehr;
Tourismus; Auswanderung und Einwanderung**

Der grösste Teil der Bündner Bevölkerung lebte bis weit ins 19. Jahrhundert von der Berglandwirtschaft. So weit wie möglich galt das Prinzip der Selbstversorgung. Die Haupteinnahme kam aus dem Verkauf von Vieh. Nach 1900 begann die Marktwirtschaft die Selbstversorgung zu verdrängen. Nach dem 2. Weltkrieg nahm die Zahl der Betriebe trotz staatlicher Unterstützung rasch ab. Heute sucht die Bündner Landwirtschaft eine neue Identität, unter Betonung von Landschaftspflege und biologischer Nischenproduktion.

Das traditionelle Handwerk basierte vor allem auf den lokalen Ressourcen Holz, Stein, Wasserkraft und Erzvorkommen. Bis ins 19. Jahrhundert gab es ausserhalb der Zentren wenige Handwerker, die nicht gleichzeitig auch Bauern waren. Die wichtigste Ausnahme bildeten die Churer Zünfte. Grosse Industriebetriebe haben sich in Graubünden mit wenigen Ausnahmen nie etablieren können. Bedeutend sind die zahlreichen Wasserkraftwerke. Vom Transitverkehr profitierten die Täler an den Passwegen. Ein letzter Höhepunkt war nach dem Bau der Fahrstrassen in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu verzeichnen. Nachher wurde die Dienstleistung Transitverkehr von der Dienstleistung Fremdenverkehr abgelöst.

Graubünden profitierte von der neuen Begeisterung für die Alpen. Der Zubringerverkehr ersetzte den Transitverkehr, der Tourismus wurde zum Motor der Bündner Volkswirtschaft. Neben die traditionelle Abwanderung aus landwirtschaftlichen Gebieten trat die Zuwanderung in touristische Regionen.

Geblichen sind die enormen Unterschiede zwischen hoch entwickelten Dienstleistungszentren und peripheren, vor allem landwirtschaftlich geprägten Tälern.

«Was Industrie in Graubünden! wird wohl mancher geehrte Leser denken. Ja Industrie! Und diese besteht – im Fremdenverkehr!» [«Freier Rätier» Nr. 81, 1868]

Seit der Urgeschichte profitierte die Bevölkerung an den Passstrecken vom alpenquerenden Verkehr, seien dies Bergträger, Säumer, Wirte, Handwerker oder Bauern. Die Kehrseite bildete der Durchzug fremder Truppen. Nach der Römerzeit blieb es trotz verschiedener Versuche vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit mit Ausnahme kurzer Strecken und weniger Jahre beim Fuss- und Saumverkehr.

Die ersten durchgängig mit zweiachsigen Wagen befahrbaren Passstrassen entstanden nach 1820, zuerst über San Bernardino und Splügen, dann über Julier und Maloja. Mit der Eröffnung der Gotthardbahn 1882 ging das Zeitalter des Bündner Transitverkehrs zu Ende. Graubünden setzte in der Folge mit Erfolg auf den touristischen Zubringerverkehr, mittels Postkutschen und Rhätischer Bahn. Nicht zuletzt aus Konkurrenzgründen blieb das Auto im Kanton lange verboten. Erst nach erbitterten Auseinandersetzungen und zehn Volksabstimmungen kam es 1925 zur Zulassung.

Die Eröffnung des San Bernardino-Tunnels 1967 brachte Graubünden wieder einen bescheidenen Anteil am internationalen Alpen transit auf der Strasse. Der immer schnellere Personen- und Warenverkehr benötigt aber weniger Rast- und Übernachtungshalte. Dies hat zur Folge, dass der wirtschaftliche Nutzen des Transitverkehrs für das alpine Durchgangsgebiet sehr bescheiden geworden ist.

Die ansässige Bevölkerung profitierte von den alpenquerenden und touristischen Verkehrsanlagen. Das Hauptstrassennetz wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter hohen Kosten ausgebaut. Periphere Gebiete beendeten die Zeit des Fuss- und Saumverkehrs deutlich später, etwa der

Schamserberg (1906) oder das Samnaun (1912). Nach dem Ersten Weltkrieg erhielten die letzten Gemeinden ihre Fahrstrasse, ausser Braggio und Landarenca im Calancatal, die 1961 und 1962 eine Luftseilbahn bekamen. Besonders nach 1950 erleichterten kantonale und Bundessubventionen den Bau von Wald- und Alpstrassen hinauf in die Maiensässe und Alpen.

«Sankt Gallus, Luzius und Fridolin fahren mit Dampf noch in's Tessin» (Transparent 1858 bei der Ankunft des ersten Eisenbahn-Zugs in Chur)

GEWERBE UND INDUSTRIE

Das traditionelle Handwerk basierte vor allem auf den lokalen Ressourcen Holz, Stein, Wasserkraft und Erzvorkommen.

Spätestens für die Bronzezeit sind der urgeschichtliche Bergbau und die damit verbundene Metallverarbeitung nachgewiesen. Unzählige Versuche im Erzabbau folgten bis ins 20. Jahrhundert, wegen fehlender Rentabilität meist nach wenigen Jahren wieder aufgegeben.

Das Bündner Handwerk war bis weit ins 19. Jahrhundert meist mit einem landwirtschaftlichen Erwerb gekoppelt. Zu bescheiden waren die Erwerbsaussichten zum Beispiel als Müller, Schmied, Zimmermann oder Töpfer. Wanderhandwerker bildeten etwa beim Hausbau eine starke Konkurrenz. Überdies versuchten die Bauern wenn immer möglich, alle Arbeiten selbst zu erledigen. Wanderhändler, Krämer und Märkte versorgten die Bevölkerung mit dem übrigen Bedarf.

Eine Ausnahme bildete die Stadt Chur mit ihren fünf Zünften der Rebleuten, Schuhmacher, Schneider, Schmiede und Pfister. Diese monopolartigen Korporationen bestimmten zwischen 1465 und 1840 das wirtschaftliche und auch das politische Leben der Stadt Chur.

Ein Industrieland ist Graubünden nie geworden. Das «Industriefieber» flaute nach der Eröffnung der Bahnlinie 1858 von Norden her schon bald ab. Die Industrie konzentrierte sich auf das Churer Rheintal und einige Regionalzentren. Sie spielte und spielt im kantonalen Rahmen eine bescheidene Rolle. Die Erstellung des ersten Elektrizitätswerks erfolgte bereits 1879 in St.Moritz. Zahlreiche weitere und immer grössere Werke folgten bis

um 1970. Dementsprechend stark ist ihr wirtschaftliches und politisches Gewicht.

Graubünden hat, im Gegensatz zum üblichen Muster, den Wandel vom Landwirtschafts- zum Dienstleistungsland direkt vollzogen. Noch 1920 waren am meisten Erwerbstätige in der Land- und Forstwirtschaft tätig. 1930 stand bereits der Dienstleistungssektor an erster Stelle, in Graubünden schwergewichtig mit dem Tourismus.

Bergbau und Metallverarbeitung Während Jahrtausenden wurden die vielfältigen Erzvorkommen der Bündner Gebirge ausgebeutet. Der Bevölkerung bot der Bergbau einen willkommenen Nebenverdienst.

Schlacken- und Metallfunde aus bronzezeitlichen Siedlungsplätzen (ab 2000 v. Chr.) belegen, dass Bergbau betrieben und Kupfer verarbeitet wurde. Bereits vor der Römerzeit kann in Graubünden Eisenverhüttung nachgewiesen werden.

Die Bergbautätigkeit reichte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Über 85 Abbau- und Bearbeitungsstätten sind bekannt. Man beutete vor allem Eisen, aber auch Silber-, Blei- und Kupfervorkommen aus. Thomas I. von Schauenstein (1609–1628) liess Münzen aus einheimischem Silber prägen. Die Investoren des 19. Jahrhunderts interessierten sich vor allem für das Gold. Bekanntestes Zeugnis sind die Dublonen aus dem Goldertrag der «Goldenen Sonne» am Calanda. Die Ausbeute blieb aber hier wie anderswo zu gering, als dass sich der Abbau langfristig gelohnt hätte.

In der Sammlung des Rätischen Museums finden sich zahlreiche Werkzeuge und Produkte der einheimischen Metallverarbeitung. Die steinernen Gussformen der Bronzezeit von Savognin-Padnal dienten unter anderem zur Herstellung von Schmucknadeln. Aus römischen Siedlungen ist intensive Schmiedeaktivität nachweisbar. Ihre Hochblüte erreichte die Schmiedekunst ab dem 15. Jahrhundert. Es entstanden fein ziselierter Schlösser, Scharniere, Gitter, Wetterfahnen usw. Auf bündnerischem Boden waren nicht weniger als neun Münzwerkstätten aktiv.

Handwerkerbauern und Bauernhandwerker Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Landwirtschaft, Transportgewerbe und zeitweise der Solddienst die wichtigsten Erwerbsquellen. Handwerk, Gewerbe und später auch die Industrie waren von untergeordneter Bedeutung. Grosse Teile der gewerblichen Produktion dienten dem Eigenbedarf.

Um 3000 v. Chr. ist ein saisonal benutzter Werkplatz auf dem Petrushügel in Cazis nachweisbar. Die hohe Zahl der Fabrikate lässt auf einen gewerbsmässigen Betrieb schliessen.

Die Herstellung von Geschirr aus Lavez (Speckstein, pietra ollare) war seit der Römerzeit eine Spezialität der Bündner Südtäler. In Disentis und Umgebung entstanden ab dem 18. Jahrhundert zahlreiche Betriebe zur Herstellung der so genannten «Tavetscheröfen» aus Specksteinplatten.

Ausserhalb von Chur sind bis anhin nur wenige Handwerksbetriebe aus vormoderner Zeit näher erforscht. Eines der seltenen archäologisch nachweisbaren Beispiele bildet eine Knochenwerkstatt aus dem 18.–19. Jahrhundert in Gonda bei Lavin.

Mehrere Kleinbetriebe versuchten ihr Glück in der Verarbeitung von lokalen Rohstoffen wie Tonerde und Gestein. 1786 wurde eine Töpferei in St. Antönien im Prättigau errichtet. In ihr wurden bis 1898 Gebrauchsgeschirr, Ofenkacheln und Wasserleitungsrohre hergestellt. Eine andere Töpferei bestand von 1834 bis um 1920 in Tujetsch-Bugnei im Bündner Oberland. Mit dem Aufkommen von modernen Verkehrsverbindungen verschwanden die meisten dieser Werkstätten Ende des 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts.

Zunftstadt Chur 1464 verlieh Kaiser Friedrich III. der Stadt Chur das Recht, Zünfte zu gründen. Ein Jahr später entstanden folgende fünf Korporationen:

- Rebleutenzunft: Acker-, Reb- und Wieslandbesitzer, Gelehrte, Offiziere, Adlige
- Schuhmacherzunft: Metzger, Gerber und Schuhmacher
- Schneiderzunft: Kürschner, Krämer, Seiler, Hutmacher, Weber, Schneider, Tuchscherer und andere Textilberufe
- Schmiedezunft: Steinmetze, Maurer, Zimmerleute, Maler, Glaser, Sattler, Wagner, Küfer, Rädermacher und Schmiede
- Pfisterzunft: Müller, Kornführer, Wirte, Barbieri, Bader und Bäcker.

Die Macht war nun in den Händen der Handwerkerverbände. Die Churer Bürger konnten nun Bürgermeister, Räte und Gerichtsbehörden ohne Mitsprache des Bischofs, des früheren Stadtherrn, bestellen. Eine politische Karriere war fortan nur als Zunftmitglied möglich. Deshalb liessen sich auch Adlige in eine Zunft aufnehmen, vorwiegend als Grundbesitzer. Nichtbürger, Leibeigene und unehelich Geborene waren als Mitglieder ausgeschlossen, Frauen nur sehr beschränkt zugelassen.

Die Zünfte hatten eine ökonomische Monopolstellung inne. Die Zunftordnung regelte alle wirtschaftlichen Aktivitäten wie Preise, Löhne oder Verkaufszeiten. Sie bestimmte auch die Grösse der Betriebe, wie viele Betriebe einer Branche in der Stadt zugelassen waren, sowie die Qualität der Produkte.

Im 19. Jahrhundert kamen vermehrt Forderungen nach breiterem politischem Mitspracherecht und nach Gewerbefreiheit auf. Die Zunftordnung stiess immer mehr auf Kritik und wurde schliesslich 1840 aufgehoben.

Industrie Die Ansiedlung von Industrie hatte im peripher gelegenen Graubünden meist einen schweren Stand. Von den frühindustriellen Betrieben, die im Laufe des 18. Jahrhunderts entstanden, ging der grösste Teil bald wieder ein. 1870 umfasste die Bündner Industrie 42 Unternehmen, von der Tabakfabrik bis zur Baumwollspinnerei, von der Ziegelei bis zur Teigwarenfabrik, von der Brauerei bis zur Maschinenfabrik. Ende des 19. Jahrhunderts zählte man 77 Betriebe, die rund 2000 Arbeiter beschäftigten. Gesamtwirtschaftlich blieb aber die Bedeutung der Bündner Industrie – mit Ausnahme der Stromproduktion – bis heute bescheiden. Besonders Chur hat in den letzten Jahren und Jahrzehnten einige traditionelle Firmen durch Schliessung oder Wegzug verloren.

Heute suchen viele Bündner Unternehmen den Erfolg mit High-Tech-Produkten. Die Ems-Chemie AG ist mit 1200 Angestellten der grösste privatwirtschaftliche Arbeitgeber in Graubünden. Sie erzeugt unter anderem Kunststoffe, die zu weltweit führenden Fabrikaten verarbeitet werden. Die bereits 1872 gegründete Papierfabrik Landquart stellt heute unter dem Namen LandQart innovatives Spezial- und Sicherheitspapier für den internationalen Markt her. Seit 1986 produziert die Firma Cedes in Landquart Sensoren für Türen und Lifts und exportiert diese in über 60 Länder. Das amerikanische Unternehmen Hamilton hat 1967 in Bonaduz die Produktion aufgenommen. Als führender Anbieter von medizinischen High-Tech-Geräten und Spritzen beschäftigt die Firma mehr als 500 Mitarbeiter.

LANDWIRTSCHAFT

Die Neolithische Revolution ungefähr im 5. Jahrtausend brachte auch im heutigen Graubünden den Übergang von herumstreifenden Gruppen von Jägern und Sammlern zu sesshaften Ackerbauern und Viehzüchtern.

Im feuchten Klima des alpinen Nordabhangs kam in hohen Lagen nur die Viehzucht in Frage. In den inner- und südalpinen Tälern waren die Bedingungen für den Getreideanbau günstiger.

Die alpine Topografie und die kurze Vegetationszeit liessen im Laufe der Zeit eine stufenweise Bewirtschaftung der Futterflächen entstehen. Wegen des miserablen Wegnetzes galt das Prinzip «Das Vieh geht zum Futter», ganz im Gegensatz zum heutigen Zentralstall.

Die Verarbeitung der Produkte nahmen die Bauernfamilien wenn immer möglich selbst vor, unter riesigem Arbeits- und möglichst kleinem Kapitalaufwand. Das galt etwa für den langen Weg vom Getreideacker bis zum Backhaus oder vom Flachsfield bis zur winterlichen Stube beim Spinnen und Weben.

Bares Geld war hauptsächlich über den Viehverkauf zu erzielen. Die grossen Viehmärkte fanden bis ins 19. Jahrhundert am Südabhang der Alpen statt. Dort wurden auch die Produkte eingekauft, die nicht selbst produziert werden konnten, etwa Salz.

Die Marktorientierung der Bündner Landwirtschaft nahm mit dem Aufkommen des Tourismus stark zu. Jetzt fanden sich lokale und regionale Abnehmer, zum Beispiel für Milchprodukte oder Fleisch. In peripheren Gebieten ohne Absatzmöglichkeiten in Fremdenorten oder anderen Zentren geriet die Berglandwirtschaft bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts in eine schwere Krise. Diese

beschleunigte sich nach dem Zweiten Weltkrieg weiter. Die Zahl der Bauernbetriebe sank ebenso wie die der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Spezialisierung, Zentralisierung und Mechanisierung waren die prägenden Faktoren der weiteren Entwicklung.

Nach wie vor soll die Berglandwirtschaft ökologische Stabilität, nachhaltige Produktion sowie die Vielfalt und Eigenart der Kulturlandschaft gewährleisten.

Neolithische Revolution Das Neolithikum (Jungsteinzeit) ist geprägt durch ein ausserordentliches Ereignis, das für die Lebensweise der Menschen als revolutionär bezeichnet werden kann: Aus den Jägern, Fischern und Sammlern, die früher in Höhlen oder zeltartigen Konstruktionen gewohnt hatten, wurden sesshafte Bauern. Erstmals bebaute man Äcker, züchtete Vieh und erstellte Wohnhäuser, Stall- und Speicherbauten. Der Mensch baute verschiedene Getreidesorten und andere Pflanzen an. Er domestizierte Schaf und Ziege, Schwein und Rind, hielt den Hund und später das Pferd als Haustier. Neu ist in dieser Zeit, nebst dem Pflug, die Keramik. Verschiedene Gefässe ermöglichten eine Vorratshaltung. Der Übergang vom Mesolithikum (Mittelsteinzeit) zum Neolithikum stellt keine einheitliche und klare Zäsur dar. Zahlreiche Werkzeuge aus früheren Epochen fanden weiter Verwendung.

Auf dem Boden des heutigen Kantons Graubünden sind die ersten Bauern im 5. Jahrtausend v. Chr. nachweisbar. Auf dem Areal «Ackermann» in Chur entdeckte man Streifenverfärbungen, angrenzend an neolithische Siedlungsreste. Diese Verfärbungen sind zweifellos Spuren eines Pflugackerbaus. Auch in Castaneda-Pian del Remit im Calancatal fand man neben einem neolithischen Haus zahlreiche zum Teil gitterartig angelegte Pflugspuren.

Die wenigen bekannten Siedlungen des Neolithikums konzentrieren sich vor allem auf tiefer gelegene Tal-schaften und Durchgangstäler. Es gibt in den Alpentälern Graubündens sicher weitere Spuren der urgeschichtlichen Landwirtschaft, die zurzeit noch ihrer Entdeckung harren.

Selbstversorgung und Markt Bis ins 19. Jahrhundert lebte die Bevölkerung hauptsächlich von der Land- und Forstwirtschaft.

Getreide- und andere Kulturpflanzen-Reste aus bronzezeitlichen Siedlungen belegen die Bedeutung und Vielfältigkeit des frühen Ackerbaus in Graubünden. Etwas später entstanden Sonderkulturen wie der Wein- und Obstbau, die Kastanienkultur oder der Anbau von Hanf und anderen Faserpflanzen.

1717 wurden im Schlossgarten von Marschlins erstmals in den Drei Bünden Kartoffeln angebaut. Wirkliche Bedeutung erlangte diese Pflanze erst durch die Hungerjahre 1770–1773 und 1816. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde sie als Ersatz für fehlendes Getreide schliesslich zum Grundnahrungsmittel.

Die Viehzucht nahm stets eine bedeutende Position ein. Anfänglich wurde hauptsächlich Kleinvieh (Schaf, Ziege, Schwein) gezüchtet. Erst ab dem Spätmittelalter gewannen Grossviehzucht und Milchwirtschaft an Bedeutung. Die Alpwirtschaft war oft genossenschaftlich organisiert. Die langen Wintermonate waren die Zeit für bäuerliche Heimarbeit (Textil- und Holzarbeiten) und für die Bewirtschaftung der Wälder.

Mit der Landwirtschaft wurde in erster Linie der Eigenbedarf gedeckt. Noch im frühen 19. Jahrhundert war der Tauschhandel weit verbreitet. Daneben ist seit der Römerzeit Export belegt. Ausserdem konnten die Bauern mit dem Verkauf ihrer Produkte auf den einheimischen Märkten einen Zusatzgewinn erwirtschaften. Besonders der Verkauf von Vieh, hauptsächlich in der Lombardei, war ein wichtiger Wirtschaftsfaktor.

Mechanisierung Die meisten bäuerlichen Betriebe in Graubünden hielten lange an traditionellen Bewirtschaftungsformen fest. Anstrengende körperliche Arbeit der ganzen Familie und Einsätze auf weit verstreuten Parzellen prägten den Alltag. Im Jahreslauf folgten die Bauern den Futtergründen auf den verschiedenen Höhenstufen, vom Talboden bis auf die Alpweiden. Neue technische Möglichkeiten führten in der Nachkriegszeit zu tief greifenden Änderungen. Traktoren, zuerst vor allem Einachser mit Anhänger und Mähbalken, lösten die traditionellen Gespanne mit Zugtieren (Kühen, Ochsen und Pferden) ab. Die motorisierten Transportmittel und die dazugehörigen mechanischen Geräte erleichterten die Arbeit und verringerten den Personalbedarf.

Die Technisierung erfasste auch die Tierhaltung: Das Futter konnte nun mit geringerem Aufwand eingesammelt und zum Vieh gebracht werden. Grosse Zentralställe ersetzten die zahlreichen, weit auseinander liegenden Aussenställe. Melkmaschinen verkürzten die Handarbeit auf ein Minimum.

Meliorationen mit Güterzusammenlegungen, Strassenbauten und Verbesserungen der Infrastruktur ermöglichten eine ertragsfähigere Landwirtschaft mit rationalisierten Betriebsstrukturen.

Der Jahresablauf der Bauern war nun viel weniger durch ihre Wanderungen geprägt. Verbesserte Wohnverhältnisse brachten auch den Bauernfamilien einen gewissen Komfort. Die Modernisierung der Landwirtschaft benötigt beträchtliche Investitionen. Ohne finanzielle Unterstützung des Staates wäre sie in Bergbetrieben undenkbar.

Perspektiven Die Zahl der Landwirtschaftsbetriebe nimmt in Graubünden weiter ab. Zwischen 1996 und 2008 ist sie trotz umfangreicher staatlicher Unterstützung um mehr als ein Viertel auf 2809 gesunken. Zurückgegangen sind auch die Beschäftigten, von 10242 auf 7209, davon rund 40 Prozent Vollbeschäftigte. Gründe für den Rückgang sind hauptsächlich zu geringe Betriebsgrössen mit zu hohen Kosten sowie die zunehmende Konkurrenz des liberalisierten Weltmarktes.

Die heutige Bündner Landwirtschaft steht vor neuen Herausforderungen, welche die Bauern zur permanenten Weiterbildung und zur Entwicklung von innovativen Vermarktungsstrategien zwingen. Die 1896 gegründete landwirtschaftliche Fachschule «Plantahof» in Landquart fördert eine wettbewerbsfähige, multifunktionale und ökologische Landwirtschaft.

Mit neuen Strategien soll die wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit durch Anpassung an die sich verändernde Nachfrage verbessert werden. Mit 1'438 Biobetrieben weist Graubünden 2008 den höchsten Anteil der ganzen Schweiz aus. Die Tierhaltung wird naturnäher und diversifiziert sich. Der Anteil der Milchkühe geht zurück. Immer mehr Höfe halten Schafe, Ziegen und Pferde, daneben auch alte einheimische Arten oder exotische Tiere. Andererseits suchen manche Bauern eine Verbesserung ihrer Erträge durch den Einsatz von neuen Techniken aus der Bio- und Genforschung.

Die kulinarischen Spezialitäten Graubündens erfreuen sich grosser Beliebtheit. Auf regionaler Ebene wird zunehmend die Direktvermarktung ab Hof angeboten.

«Die touristische Entwicklung hat manchem Bauern und auch mancher Bäuerin einen willkommenen Nebenverdienst gebracht, für die Männer bei den Bergbahnen oder als Skilehrer, für die Frauen in der Betreuung von Ferienwohnungen. So sind heute auch die Wintermonate arbeitsintensiv.» (Lukretia-Guetg-Peterelli, Bäuerin in Savognin, 1988)

Auswanderung und Einwanderung sind die zwei Seiten der gleichen Medaille: Emigration am einen Ort bedeutet Immigration am anderen. Der Entschluss auszuwandern entsteht, weil die Lebensumstände schwierig oder unmöglich geworden sind. Auslöser kann wirtschaftliche Not wie politische Verfolgung sein. Oder aber die Anziehungskraft des Auswanderungsziels ist sehr gross, wie 1848 die Kunde von den Goldfunden in Kalifornien.

Migration kann dauernd sein, samt der langsamen oder raschen Integration am neuen Ort, oder aber saisonal, mit regelmässiger Rückkehr in den Heimatort. Die Binnenwanderung erfolgt im gleichen Raum, zum Beispiel innerhalb Graubündens. Nach dem 2. Weltkrieg hat das Phänomen der Tagespendler stark zugenommen, von Leuten also, die zwischen Wohn- und Arbeitsort hin und her fahren.

Auswanderung und Einwanderung finden immer nebeneinander statt. Graubünden als armes Bergbauernland kannte bis ins 20. Jahrhundert eine starke Emigration, etwa in fremde militärische Dienste oder als Zuckerbäcker. Bekannt ist aber auch die Einwanderung der deutschsprachigen Walser seit dem Ende des zwölften oder von Tiroler Bergleuten im 17. Jahrhundert.

Teile Graubündens erlebten nach 1850 dank des beginnenden Tourismus einen markanten Aufschwung. Dies schlug sich in einer positiven Wanderungsbilanz nieder, für Davos bereits 1870, bald darauf im Oberengadin. Gleichzeitig verloren landwirtschaftlich ausgerichtete Täler an Einwohnern. Nicht selten kam es zur Binnenwanderung: Der Bündner Bauer oder die Bündner Bäuerin fand eine Beschäftigung im Bündner Tourismus, sei dies saisonal oder ganzjährig.

Zu allen Zeiten gelang die Integration nur zum Teil reibungslos. Die ansässige Bevölkerung reagierte auf die wirtschaftliche Konkurrenz und die unterschiedlichen Sitten der Zugewanderten manchmal recht nervös. Unstreitig ist, dass der wirtschaftliche Aufschwung Graubündens in den letzten 150 Jahren ohne die Zuzügerinnen und Zuzüger nicht möglich gewesen wäre.

Auswanderung Graubünden war bis 1890 meist ein Auswanderungsland: In der Regel verzeichnete man mehr Auswanderer als Zuzüger. Neben der Berglandwirtschaft gab es nur wenige Verdienstquellen. Hinzu kamen Missernten, Hungersnöte oder kriegerische Wirren. Mit entscheidend waren die tatsächlichen oder vermeintlichen Aussichten im Zielland.

Eine wichtige Rolle spielte bis 1859 die militärische Auswanderung. Tausende junger Bündner liessen sich von fremden Herrschern anwerben, meist für ein paar Jahre und unter erbärmlichen Bedingungen.

Die gewerbliche Auswanderung führte zahlreiche Berufsleute ins Ausland. Manche taten dies saisonal, etwa als Kaminfeger oder Glaser, andere dauernd. Leitberuf war derjenige der Zuckerbäcker, der sich zuerst auf Venedig konzentrierte. Ab dem 18. Jahrhundert waren die Bündner Zuckerbäcker mit ihren Cafés bis nach Russland verbreitet.

Frauen arbeiteten eher in der näheren Umgebung, etwa als Haushalthilfen in Oberitalien. «Schwabengänger» waren Kinder und Jugendliche, die sich während des Sommers für geringen Lohn bei süddeutschen Bauern verdingten.

Die Auswanderung nach Übersee, vor allem nach den USA und Australien, erfolgte hauptsächlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit dem Aufschwung des Tourismus verbesserten sich die Verdienstaussichten. Es kam vermehrt zur Binnenwanderung, etwa von der Landwirtschaft in die Hotellerie, oder in die schweizerischen Zentren. Stark zugenommen hat in den letzten Jahrzehnten die Zahl der Ausbildungs- sowie Berufs-Pendler.

Einwanderung Graubünden galt lange als klassisches Auswanderungsland. Tatsächlich traf dies nicht durchwegs zu. So ging etwa der Landesausbau im Hochmittelalter auf die Steigerung der einheimischen Bevölkerung, wohl aber auch auf Zuwanderung zurück. Ein bekanntes Beispiel sind dann die deutschsprachigen Walser aus dem Oberwallis. Sie besetzten ab Ende des 12. Jahrhunderts Räume, die bisher von der romanischen Bevölkerung nicht oder nur wenig genutzt worden waren. Die Stadt Chur soll nach dem grossen Brand von 1464 und während des Wiederaufbaus durch Handwerker aus dem Norden germanisiert worden sein. Fremde Fachleute benötigten auch die zahlreichen Bündner Bergwerke.

Nicht zu unterschätzen ist die Rolle der Rückwanderer, die im besten Falle in der Fremde gewonnenes Kapital in der alten Heimat investierten.

Seit jeher arbeiteten italienische Maurer in Graubünden. Die grossen Projekte des ausgehenden 19. Jahrhunderts lockten sie in sehr grosser Zahl auf die Baustellen der Rhätischen Bahn oder der Luxushotels. Im Kraftwerkbau waren ebenfalls vor allem Italiener beschäftigt. Während viele nach Abschluss der Arbeiten weiter zogen, blieben andere hier und integrierten sich mit ihren Familien.

Im Tourismus waren bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts vornehmlich Bündnerinnen und Bündner beschäftigt, häufig saisonal, mit zwischenzeitlicher Rückkehr ins Heimatdorf. Nachher kamen die Italienerinnen und Italiener, später immer mehr Frauen und Männer etwa aus Portugal, dem ehemaligen Jugoslawien oder Sri Lanka.

TOURISMUS

Der Tourismus ist eine vergleichsweise neue Erwerbsquelle. In Graubünden entwickelte sich ab 1860 ein «Fremdenverkehr», der die Alpen nicht als Hindernis, sondern als Ziel verstand. Er betonte die Heilwirkung etwa des Bads von St. Moritz oder des Luftkurortes Davos. Die erste grosse Expansionsphase fiel in die Belle Epoque von ungefähr 1880 bis 1914. Unerlässlich dafür waren die neuen Strassen- und Eisenbahnverbindungen sowie eine touristische Infrastruktur mit komfortablen Grosshotels. Für die begüterten Gäste bildeten die Alpen eine Gegen- und Traumwelt zum industrialisierten Europa.

Die Zwischenkriegszeit mit ihren Wirtschaftseinbrüchen führte den Tourismus in eine schwere Krise. Zahlreiche Orte und Regionen, in denen sich fast eine Monokultur herausgebildet hatte, gerieten in grosse Schwierigkeiten.

Nach 1950 setzte der moderne Massentourismus ein. Zehn Jahre später überflügelte die Winter- erstmals die Sommersaison. Neben die grossen Drei (Davos, St.Moritz und Arosa) traten als Beispiele für diese zweite Ausbauphase etwa Savognin oder Laax. Das Skilaufen entwickelte sich zum Massensport. Transportanlagen und breite Pisten wurden zu unverzichtbaren Bestandteilen der technischen Infrastruktur.

Der Tourismus stoppte die Abwanderung und schuf neue Arbeitsplätze. Einige Bauerndörfer erfuhren eine fast explosionsartige Bevölkerungszunahme. Besonders nach 1960 erlebten manche landwirtschaftlich geprägte Gemeinden durch den Massentourismus einen jähen Umbruch. Dieser war verbunden mit vielfältigen Auswirkungen auf die traditionellen Werte und Alltagserfahrungen.

Heute beschränkt sich der Tourismus nicht mehr auf wenige Orte. In seinen direkten und indirekten Auswirkungen hat er den ganzen Kanton erfasst. Rund die Hälfte aller wirtschaftlichen Leistungen werden im Zusammenhang mit ihm erbracht. Sprach man Ende des 19. Jahrhunderts noch vom bäuerlichen «Land dahinten», so warb hundert Jahre später der Verkehrsverein Graubünden mit der «Ferienecke der Schweiz».

Der neue Blick auf die Alpen Die Entstehung des alpinen Tourismus hing davon ab, dass ein auswärtiges Publikum die Alpen und damit auch Graubünden als lohnendes Reise- und Ferienzelekt wahrnahm.

Dies war bis ins 19. Jahrhundert kaum der Fall. Auswärtige Reisende berichteten vorwiegend von den Schrecken der Alpenwelt und den rauen Bewohnern. Die Bilddarstellungen zeigten meist schmale und gefährliche Wege, Gletscherspalten, Lawinen, überhängende Felsen und steile Berge. Lange hatten die Alpen den Ruf einer Gegend, die es zu meiden oder doch so schnell wie möglich zu passieren galt. Fremde zogen durch Graubünden vor allem als Heeresverbände, Geschäftsleute oder Transporteure, wenige als Vergnügungsreisende. Reiseziel war es fast ausschliesslich für Badegäste, von denen zahlreiche Klagen über den mangelhaften Komfort bekannt sind.

Ab dem 18. Jahrhundert begann im Rahmen der Aufklärung das Interesse an den Alpen langsam zu steigen. Erste Naturwissenschaftler und Forschungsreisende erkundeten die zahlreichen Merkwürdigkeiten. Das was vorher als bedrohlich und unwirtlich gegolten hatte, nahmen nun mehr und mehr Fremde als faszinierend und erhaben wahr. Aber erst mit der Verbesserung der Infrastruktur durch neue Strassen und komfortable Hotels kam der Bündner Tourismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts richtig in Schwung. Die alpine Landschaft wurde zum «Playground of Europe» (Leslie Stephen 1871). Zahllose Werbeschriften, Postkarten und Plakate priesen die «unverfälschte» Natur und das breite touristische Angebot.

Gäste und Arbeitskräfte Die alpine Freizeitindustrie propagierte von Anfang an eine heile Gegenwelt zu den Herkunftsorten der wohlhabenden Gäste aus den Industrieländern. Demgemäss stammten viele der ersten Touristen aus Grossbritannien, gefolgt von den Deutschen und Italienern. Es gab aber auch medizinische Gründe, um die heilkräftigen Alpen aufzusuchen, vor allem zur Bekämpfung der Tuberkulose. Zunehmende Bedeutung gewann die sportliche Betätigung jeder Art. Und schliesslich stärkte der Ferienaufenthalt in einem alpinen Hotel auch den sozialen Status. Hoteliers und Kurvereine bemühten sich, den zahlungskräftigen Gästen möglichst vielfältige Attraktionen zu bieten. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann der Aufstieg der Parahotellerie mit ihren Zweitwohnungen und Ferienhäusern. Urlaub in den Bergen wurde vermehrt auch für einkommensschwächere Familien möglich.

Der lokale Arbeitsmarkt konnte den Personalbedarf des rapide wachsenden Tourismusgewerbes sehr schnell nicht mehr decken. Es zogen Angestellte aus anderen Bündner Tälern zu, solche aus weiteren Kantonen und dem Ausland. Mit Arbeitsbedingungen, Verpflegung und Unterkunft war es für sie nicht immer zum Besten bestellt. Manche Frauen und Männer fanden eine Dauerstelle. Solche mit einer saisonalen Beschäftigung arbeiteten dazwischen oft im heimischen Landwirtschaftsbetrieb. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg stammten viele Zimmermädchen, Saaltöchter, Küchenburschen oder Portiers aus Bündner Bauerngemeinden. Nachher übernahmen immer mehr Ausländerinnen und Ausländer diese Arbeiten.

Impressum

Neue Dauerausstellung «Arbeit und Brot» im zweiten Obergeschoss

Konzipiert und produziert von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Rätischen Museums, in Zusammenarbeit mit den ausführenden Firmen

Gestaltung der Ausstellung:

gasser, derungs Innenarchitekturen

Bauliche Massnahmen:

**Hochbauamt Graubünden
Rudolf Fontana & Partner AG**

Übersetzungen:

**Standeskanzlei Graubünden
Jessica Tang**

Die Finanzierung erfolgte durch Verwaltungskredite des Kantons Graubünden, aus Mitteln der Stiftung Rätisches Museum sowie des Fonds der Stadt Chur innerhalb dieser Stiftung.

Das Rätische Museum dankt für Schenkungen, Leihgaben, Auskünfte und vielfältige Unterstützung bei der Realisierung dieser Ausstellung.

ARBEIT UND BROT Eine kurze Chronologie

2008	1438 landwirtschaftliche Biobetriebe in Graubünden
nach 1960	Wintertourismus überholt Sommertourismus
nach 2. Weltkrieg	Bau der grossen Wasserkraftwerke
1930	erstmalig Dienstleistungssektor grösster Erwerbszweig
1925	Zulassung des Autos in Graubünden (mit Einschränkungen)
1920	Land- und Forstwirtschaft letztmals grösster Sektor
1890	Eröffnung der Zubringerbahn Landquart–Davos
1882	Eröffnung der Gotthardbahn, Ende des Bündner Transitverkehrs
1880–1914	Boom des Tourismus, Krise der Landwirtschaft
2. Hälfte 19. Jh.	starke Auswanderung nach Übersee
nach 1850/60	Beginn des Bündner Tourismus
1818–23	Bau der Alpenstrassen über Splügen und San Bernardino
19. Jahrhundert	letzter Aufschwung des Bündner Bergbaus
1770–73, 1816	Hungerjahre
1717	erstmaliger Anbau von Kartoffeln in Graubünden
1465	Gründung der fünf Churer Zünfte
1387, 1493	Ausbau der Septimer-Route und des Viamala-Weges
12./13. Jh.	Beginn der Walser-Einwanderung
Bronzezeit	Bergbau und Metallverarbeitung
5. Jahrtsd. v.Chr.	Jäger und Sammler werden sesshaft (neolithische Revolution)

